

Deutsches Archiv

für

Erforschung des Mittelalters

Namens der
Monumenta Germaniae Historica
herausgegeben von

HORST FUHRMANN HANS MARTIN SCHALLER

43. Jahrgang

1987

BÖHLAU VERLAG KÖLN WIEN

Der Historiker und die Wirtschaftsgeschichte*

Von

A r n o l d E s c h

Ich fasse die ehrenvolle Aufgabe, zur Eröffnung über ein wissenschaftliches Thema zu sprechen, so auf, daß wir den Gegenstand dieses Kongresses, die Wirtschaftsgeschichte, zunächst einmal von außen und aus einer gewissen Entfernung sehen, bevor Sie in die eigentliche Detailarbeit eintreten und den Gegenstand kompetent von innen erkunden.

Ich selbst bin (um das gleich vorzuschicken und damit zugleich Ihre Erwartungen herunterzustimmen): ich bin Historiker, der von sich nicht sagen darf, er sei in erster Linie Wirtschaftshistoriker. Ich möchte aus dieser Not eine Tugend machen und Ihnen darum einige Überlegungen allgemeiner und methodischer Art vortragen: Beobachtungen, wie sie dem Historiker, dem Allgemeinhistoriker kommen, wenn er mit Geschichte, und: wenn er mit Historikerkollegen umgeht, die – als Rechtshistoriker, Kunsthistoriker, Kirchenhistoriker, Literarhistoriker – alle ihre dezidierte Meinung über den Stellenwert der historischen Teildisziplinen haben und gegenüber der (erst relativ spät verselbständigten) Teildisziplin der Wirtschaftsgeschichte bei aller selbstverständlichen Bereitschaft zur Zusammenarbeit womöglich auch einige Berührungssängste empfinden. Eine begriffliche Klarstellung noch: unter „Historiker“ sei fortan der (nicht auf eine Teildisziplin spezialisierte) „Allgemeinhistoriker“ verstanden; und: die Beispiele wähle ich aus meinem Fachgebiet, der mittelalterlichen Geschichte.

Grundthema dieser Ausführungen ist die Ganzheitlichkeit der Geschichte, die Grundeinsicht also, daß Geschichte betrachtet aus den unterschiedlichen Blickwinkeln von Rechtsgeschichte, Kunstgeschichte usw. letztlich immer Teile ein und desselben Ganzen abbildet; daß auch die Wirtschafts-

*) Vortrag zur Eröffnung des IX. Internationalen Wirtschaftshistoriker-Kongresses in Bern, 24. – 29. August 1986; der Text ist etwas erweitert, die Redeform weitgehend beibehalten, die Anmerkungen beschränken sich im wesentlichen auf das Belegen von Zitaten und Quellen.

geschichte sich da nicht mitten heraustrennen lasse, ist eine (zwar nicht sehr alte, aber inzwischen doch:) triviale Wahrheit, die wir uns nicht noch gegenseitig beteuern wollen. Wir können uns diesen Zusammenhang der Erscheinungen zunächst auch, im Gedankenspiel, als Ambivalenz vor Augen führen:

Die Dampfmaschine, die nur in Heron's Kopfe dampft und nicht auch im Hafen von Alexandria, ist ein Gegenstand der Geistesgeschichte und nicht schon der Wirtschaftsgeschichte. Aber die Frage, warum sie damals nicht schon erfunden wurde und welche (geistigen, sozialen, wirtschaftlichen) Voraussetzungen da noch gefehlt haben mochten, ist eine jener (zwar anachronistischen, aber zulässigen) Fragen, die auf die historischen Teildisziplinen integrierend wirken.

Oder: wenn der Hagen der Nibelungensage den Schatz, den Nibelungenhort (den wir uns wie den Vitrinen-Inhalt eines gallo-römischen Museums vorstellen müssen) nicht in den Rhein geschüttet und somit der burgundischen Volkswirtschaft entzogen hätte, so wäre das „Rheingold“ (etwa: ausgemünzt in Umlauf gebracht im Sinne von Maurice Lombards „Enthor-tung“¹⁾) Gegenstand der Wirtschaftsgeschichte geblieben und nicht Gegenstand der Sage, ja der Oper geworden.

Wir sehen selbst an diesen überpointierenden Beispielen schon (und werden es bei komplexeren Vorgängen dann noch deutlicher sehen), daß wir da nicht einfach mit dem Finger Nahtlinien zwischen historischen Teildisziplinen entlangfahren können, sondern daß die Aspekte einander durchdringen und sich vieles unauflöslich amalgamiert. Doch halten wir die Bereiche zunächst noch getrennt.

Lassen wir also die groteske Umspielung des Themas und wenden uns der Frage zu, welches denn der spezifische Blickwinkel des Wirtschaftshistorikers sei. Der Wirtschaftshistoriker beobachtet den Menschen in seiner Zeit auch unter einem besonders elementaren Aspekt: wie er nämlich, zum Zwecke seiner Existenzerhaltung, in einer konkreten historischen Gegenwart mit den jeweils verfügbaren Ressourcen zurechtzukommen versucht.

Zwar ist es – wie bei vielen elementaren Vorgängen – die Frage, ob dieser alltägliche Vorgang materieller Bedarfsdeckung den Menschen in ihrer Zeit überhaupt soweit bewußt war, daß sie darüber reflektierten und ihn so in eine historische Quelle hineinfinden ließen. Aber wenigstens vom Historiker sollte man annehmen, daß er sich einen solch elementaren Aspekt historischer Existenz, wie ihn der wirtschaftende Mensch darstellt, nicht

¹⁾ M. L o m b a r d , Les bases monétaires d'une suprématie économique. L'or musulman du VII^e au XI^e siècle, Annales 2 (1947) S. 143 ff.

entgehen lasse. Doch das ist so selbstverständlich nicht. In der Geschichtsschreibung des Mittelalters und der Neuzeit, in der Geschichtswissenschaft des 19., ja des 20. Jahrhunderts gibt es Beispiele genug, und Beispiele von Rang, bei denen der wirtschaftliche Bereich ganz oder weitgehend unberücksichtigt bleibt. Diese Feststellung und die Frage nach den Gründen führt überhaupt erst auf unser Thema „Der Historiker und die Wirtschaftsgeschichte“, das auf den ersten Blick so tautologisch, so festansprachlich aussieht und es doch nicht ist.

Für das Mittelalter hat man als Erklärung angenommen, daß es ökonomische Prozesse und ihre Wirkungszusammenhänge noch nicht habe durchschauen können. Gemessen an den Maßstäben heutiger Wirtschaftswissenschaft ist das natürlich richtig. Und doch kann das unmöglich schon der Grund dafür sein, daß in der mittelalterlichen Historiographie wirtschaftliche Vorgänge tatsächlich keinen Platz haben. Jeder Mediävist, der dieser Frage nachgeht, wird nämlich auf Fälle stoßen, die ihn erkennen lassen, daß man sehr wohl fähig und willens war, überschaubare ökonomische Vorgänge zu erfassen und nicht nur in Kometen und schlechten Ernten preisbildende Faktoren zu sehen.

Daß beim Aufbruch zum 1. Kreuzzug die Tatsache, daß viele Menschen gleichzeitig ihre geringe Habe eilends verkauften, zu unerwartetem Preisverfall führte, vermerkt Guibert von Nogent (zumal das in eine Zeit allgemein *steigen der Preise* fiel) mit Erstaunen: „und was teuer schien, als die Menschen an ihrem Platze blieben, wurde zu billigem Preis verkauft, als sich alle zu diesem Zug in Bewegung setzten!“ In solcher Situation hat der Verkäufer auf die Preisgestaltung keinen Einfluß mehr (verkauft wird *non pro sua, sed pro taxatione ementis*); der abrupte Umschlag in Angebot und Nachfrage ließ „daher das Wunder erleben, daß alle teuer kauften und billig verkauften (*miraculum caro omnes emere et vili vendere*): teuer nämlich den Reisebedarf bei Aufbruch, und billig das, was man dafür zu Geld machen mußte“². Oder: daß in Zeiten reichlicher Ernte Bäcker wenig verdienen, war eine Einsicht so selbstverständlich, daß sie bei Caesarius von Heisterbach Ausgangspunkt einer seiner Episoden aus der Umgebung von Köln um 1200 wird: *tempore abundantiae pistorum modicum lucrantur*³.

Musterbriefsammlungen des 13. Jahrhunderts etwa sehen für den Fall „Vater antwortet studierendem Sohn abschlägig auf dessen Bettelbrief“ nicht nur das Argument vor: kann Dir kein Geld schicken, weil die Ernte

²) Gesta Dei per Francos II 6; Recueil des historiens des croisades: Historiens occidentaux 4 (1879) S. 141.

³) Dialogus miraculorum X 17, ed. J. S t r a n g e (1851) 2, 230 f.

so schlecht war, sondern wahlweise auch: kann Dir kein Geld schicken, weil die Ernte so gut war, daß ich wegen der Überproduktion keinen Gewinn gemacht habe: *cum de blado et vino nostro propter multitudinem que nunc est nullam poterimus pecuniam extorquere*⁴.

Die Annalen Rainers von Lüttich bringen für die Jahre 1195 bis 1225 eine wünschenswert dichte Reihe der Lebensmittelpreise von Lüttich⁵ und geben dabei zu erkennen, daß der Verfasser in Ansätzen auch die ursächlichen Zusammenhänge bedachte: da wird der Preis vor der Ernte und der Preis nach der Ernte unterschieden; da wird die Wirkung des *timor future famis*, der „Furcht vor künftiger Hungersnot“ auf die Preisbildung angesprochen und der Preisverfall nach guter Ernte: überreiche Ernte macht das Jahr 1209 zum *annus pauperum gloria, divitum mestitia*, denn sie drückt die Preise und schädigt somit die Produzenten.

Solche Überlegungen, so begrenzt sie an sich schon sind, bleiben in der mittelalterlichen Chronistik die Ausnahme, waren aber eben nicht undenkbar. Andererseits fehlen sie freilich bisweilen dort, wo wir sie am ehesten erwarten. Der „libro del biadaio“ aus dem Florenz des Trecento beschreibt, aus der niedrigen Augenhöhe eines kleinen Getreidehändlers auf der Piazza di Orsanmichele, minutiös und seitenlang die schreckliche Teuerung von 1328/30. Da werden Tag für Tag tabellarisch die Getreidepreise abwechselnd – wie Rezitativ und Arie – mit den verzweifelten Flüchen der erregten ausgehungerten Menge notiert: aber nach den Mechanismen, die dieses dramatische Auf und Ab der Preise bewirken mochten, hat er nicht gefragt. Hungersnöte sind ihm gottgegebene Sündenstrafen, seine Auffassung vom Zusammenhang der Erscheinungen ist keine ökonomische, sondern eine metaphysische⁶. Und auch Giovanni Villani, der geschichtsschreibende Kaufmann, der die Hungersnöte seiner Zeit und den Massenzusammenbruch der Florentiner Bankfirmen auf das genaueste beschreibt, wird eher astrologische und moralische Ursachen beibringen als ökonomische⁷.

Während also in der Chronistik wirtschaftliche Faktoren in der Tat seltener Erwähnung finden, wird in anderen Quellengattungen doch verschiedentlich darauf angesprochen: in der Argumentation vor Gericht, in Kaufmannshandbüchern, ja sogar in Herrscher-Urkunden, wenn sie sich in der Arenga programmatisch über die staatliche Verantwortung im wirtschaft-

⁴) Ch. H. Haskins, *Studies in Medieval Culture* (1929) S. 15.

⁵) *Reineri Annales*, MGH SS 16, 651–680.

⁶) *Il Libro del Biadaio*, ed. G. Pinto (1978).

⁷) *Cronica* (Firenze 1823), etwa X 118, XII 73.

lichen Bereich äußern und wirtschaftspolitische Ziele dabei nicht nur statisch (*communis utilitas*), sondern bisweilen auch dynamisch (*incrementum, augmentare*) formulieren. Friedrichs II. Privileg für Nürnberg 1219 versteht sich als Ausgleich für Standortprobleme, es will ausdrücklich das Fehlen anderer Erwerbsmöglichkeiten aus Weinbau, Handelsschiffahrt, Landwirtschaft kompensieren. Flanderns wirtschaftliche Existenz ist ohne Fernhandel gar nicht zu denken, äußert der Graf 1297 gegenüber dem französischen König, und nach dieser Einsicht habe er zu handeln: *Li estaz et la soustenance du contée de Flandres, qui de lui ne se puet chevir se d'ailleurs ne li vient, est de la marchandise qui acoustumée i est de venir de toutes les parties du monde, par mer et par terre*⁸. Ein Handelszentrum mit gewaltigem Warenzustrom müsse vordringlich dafür sorgen, daß diese Gütermengen sofort auch wieder auf Absatzmärkte hinausfänden, argumentiert Venedig, als es 1365 seine Gesandten für Geleitsverhandlungen mit deutschen Fürsten instruierte, um die Route auf den Absatzmarkt Flandern offenzuhalten.

Sehen wir nach weiteren Äußerungen, in denen sich die Wahrnehmung wirtschaftlicher Vorgänge andeuten könnte. Daß Münzgeld einer *deterioratio monete*, einer Verschlechterung unterliege und darum nicht einfach zum Nennwert zu nehmen sei, war natürlich längst bewußt und wurde etwa im Lucca des 12. Jhs. in Gerichtsverfahren genau datiert und beziffert: 100% Verschlechterung zwischen 1165 und 1195, macht eine Partei geltend, und das Gericht anerkennt offiziell 90%. Ein anderes Mal, 1183, wird bei Nennung eines altertümlichen Pachtzinses von 5 solidi der aktuelle Wert dieser 5 solidi vorläufig ausdrücklich in der Schwebe gelassen: *non distincto a treuganis* (Richter) *cuius qualitatis vel quantitatis debeant esse suprascripti quinque solidi sed in questione remanentibus*⁹. Im übrigen ist, wenn damals Grundeigentümer ihren Pächtern solch altertümliche, unökonomische Pachtabgaben abkauften und dabei nicht einfach das Zwanzigfache des ursprünglichen, sondern des gegenwärtigen Wertes hingeben mußten, natürlich eine recht genaue Wahrnehmung vorauszusetzen, wie sich solche Werte in der Zeit änderten! Ob man für diese Veränderung nun auch noch eine schlüssige Erklärung hatte oder nicht – man beobachtete sie doch sehr genau und sah sie in ihrer zeitlichen Dimension. Über das Wesen des Geldes wird noch im 14. Jh. Nicolas von Oresme bemerkenswerte Erkenntnisse

⁸) Beispiele bei U. D i r l m e i e r, *Mittelalterliche Hoheitsträger im wirtschaftlichen Wettbewerb* (1966) S. 209 ff.

⁹) Archivio di Stato Lucca, pergamene di S. Ponziano, 1183 März 22; bzw. (1195) *Registro del Capitolo di Lucca*, a cura di P. G u i d i e O. P a r e n t i, Bd. 3 (1933) nr. 1728.

formulieren¹⁰; und die Beschreibung einer Inflation durch den Augsburger Burkard Zink um 1460 könnte präziser nicht sein¹¹.

Im Kaufmannshandbuch des Giovanni da Uzzano (1442) wird auf das genaueste behandelt, an welchen Orten zu welchen Terminen aus welchen Gründen das Geld knapp und somit „besser“ wird (*miglioramento de' danari in più parte*)¹², damit der Kaufmann sich danach richte und dann lieber als Gläubiger denn als Schuldner dort auftrete: Saisonbedingt steigende Nachfrage je nach Platz wegen Messen, Pachtzahlungs-Terminen, Safran-Ernte, Schiffabfahrts-Daten, Eintreffen des Hofes usw. In Erwartung des Anjou-Feldzuges gegen das staufische Unteritalien sagt ein Sienese Kaufmann auf den Champagne-Messen 1265 einen Kurssturz französischer gegenüber italienischer Währung voraus, zwangsläufige Folge massenhaften Transfers französischer Kreuzzugsgelder auf den italienischen Kriegsschauplatz, und empfiehlt seinen Teilhabern in Italien, diese Situation für Wechselgewinne zu nutzen¹³.

Und wie sollte man solche und auch komplexere ökonomische Einsichten nicht bei Kaufleuten und Unternehmern unterstellen, von deren weitem Horizont und erfolgreichem Handel wir ausdrücklich wissen? Hier muß doch das Gefälle unserer Interpretation gehen von dem, was wir wissen (die erwiesene Kompetenz dieser Kaufleute) zu dem, was wir wissen wollen: die fachlichen Einsichten, die wir zwar selten schriftlich formuliert finden, die zu formulieren die Kaufleute – etwa in argumentativer Absicht bei Debatten im Stadtrat – jedenfalls Gelegenheit gefunden haben.

Formuliert finden sich solche Einsichten selten, so selten wie volkswirtschaftliche Argumentation, die wir darum doch nicht ausschließen dürfen. Als im Basler Rat 1459 die Gründung einer Universität zur Debatte stand, argumentierten die Befürworter in einem Gutachten¹⁴ unter anderem mit der Modellrechnung: wenn man davon ausgehe, daß jeder Student im Jahr mindestens 20 Gulden verausgaben werde, dann würden bei 500 Studenten 10000, bei 1000 Studenten gar 20000 Gulden in Umlauf gebracht – eine

¹⁰ G. Barbieri, Le dottrine monetarie dal XIII al XVII secolo, in: La moneta nell'economia europea, sec. XIII–XVIII (Atti delle 'Settimane di studio' di Prato 7, 1981) S. 325 ff.

¹¹ Chronik, in: Die Chroniken der schwäbischen Städte, Augsburg 2 (Chroniken der deutschen Städte 5, 1866) S. 111f.

¹² Hg. von G.-F. Pagnini, Della Decima e di varie altre gravezze imposte dal Comune di Firenze 4 (Lucca 1766) S. 155–158.

¹³ Lettere volgari del secolo XIII scritte da Senesi, edd. C. Paoli e E. Piccolomini (Scelta di curiosità letterarie inedite o rare 116, 1871) nr. VII, bes. S. 55f.

¹⁴ Hg. von E. Bonjour, Zur Gründungsgeschichte der Universität Basel, Basler Zs. für Geschichte und Altertumskunde 54 (1955), bes. S. 40.

Argumentation, die (wenn Sie einem Universitäts-Rektor diese Bemerkung erlauben) uns heute ja auch nicht fremd ist; aber uns traut man sie eben auch zu! Und noch ein zweites haben wir mit unseren Basler Kollegen von damals gemeinsam: die Prognose der Studentenzahlen, 500 oder 1000, war völlig danebengegriffen!

Von tieferem Verständnis für große ökonomische Zusammenhänge oder von einer geschlossenen Wirtschaftslehre kann da natürlich noch nicht die Rede sein. Aber das wäre auch keine angemessene Beurteilung. Angemessen heißt: gemessen an den Aufgaben, Ansprüchen, Kategorien, Möglichkeiten nicht unserer Zeit, sondern der damaligen Zeit, von der wir nicht erwarten wollen, daß sie Kondratieff-Zyklen erkannt haben sollte. Darum sei hier festgehalten, daß gewisse ökonomische Einsichten auch im Mittelalter wenigstens punktuell und in Ansätzen durchaus schon zu beobachten sind, häufiger und respektabler, als es in Handbüchern für gewöhnlich auf zwei Zeilen abgetan wird – bevor uns solches Verständnis dann im frühen 16. Jh. in Konrad Peutingers Gutachten zur Monopolienfrage¹⁵ mit souveräner Einsicht in die kausalen Zusammenhänge und in klarer Terminologie eindrucksvoll entgegentritt. Schon die Preislehre der Scholastik führte zunehmend zu Einsichten in wesentliche Faktoren der Preisbildung wie *indigentia* Bedarf, *raritas* Seltenheit, *periculum* Risiko, *industria* produktive Tätigkeit, *complacibilitas* Attraktivität, usw. – freilich immer im Rahmen religiöser Ethik. Bernardin von Siena oder Antonin von Florenz haben von Wirtschaftsfragen, auch von der Dynamik des Wirtschaftens, zweifellos einen präziseren Begriff gehabt als so mancher Mediävist heute. Wie hätten sie ihren Mitmenschen, toskanischen merchant-bankers der Frührenaissance, auch ökonomischen Unsinn erzählen dürfen?

Wenn nun aber nicht einmal dieses punktuell nachweisbare begrenzte Verständnis, überschaubare ökonomische Zusammenhänge in Umrissen zu erfassen, in die mittelalterliche Geschichtsschreibung Eingang fand, sondern allenfalls in der Fachliteratur, in Traktaten, in der Argumentation von Kaufmannsbrief oder Gerichtsverfahren zu finden ist – so kann der Grund nur einer sein: solch elementare Vorgänge wie die der Wirtschaft galten der mittelalterlichen Historiographie als nicht darstellungswürdig nicht obwohl, sondern gerade weil sie so elementar waren! So als habe der wirtschaftende Mensch nicht die Dignität des denkenden Menschen.

Auch hier lassen die Quellen den Historiker nämlich fühlen, daß sie

¹⁵) Hg. von Cl. Bauer, Konrad Peutingers Gutachten zur Monopolfrage. Eine Untersuchung zur Wandlung der Wirtschaftsanschauungen im Zeitalter der Reformation, Archiv für Reformationgeschichte 45 (1954) S. 28 ff.

nicht für ihn geschrieben sind und ihm im Grunde ganz andere Dinge erzählen wollen. Wollte der Mediävist darauf warten, daß eine Quelle zu ihm sage: „Ich bin eine wirtschaftsgeschichtliche Quelle“, dann könnte er lange warten. Vielmehr muß er Quellen, wenn sie auf seine Fragen antworten sollen, listig gegen den Strich befragen. Und das gilt gerade für wirtschaftsgeschichtliche Nachrichten im frühen Mittelalter. In den aus dieser Zeit reichlich erhaltenen Lebensbeschreibungen von Heiligen erscheinen Handel und Gewerbe¹⁶ gewissermaßen nur im Negativabdruck: von einem Kaufmann und seinem Warensortiment erfahren wir da womöglich nur, wenn er einmal einem Heiligen in die Quere kommt, der sich an ihm ärgert und seine Heiligkeit an ihm ausprobiert. Güter des Fernhandels werden vielleicht nur noch genannt, weil der Heilige solche Kostbarkeiten verschmähte – denn heimische Produkte wären nicht köstlich genug, als daß ein Heiliger durch ihre Zurückweisung asketische Haltung beweisen könnte. Erzählen wollen uns diese Quellen etwas ganz anderes – aber sie müssen uns einiges mehr sagen, um sagen zu können, was sie sagen wollen. Und das ist unser Glück.

Wenn sich so für die mittelalterliche Geschichtsschreibung feststellen läßt, daß sie (bei einem erst ansatzweise sich entwickelnden Verständnis für wirtschaftliche Zusammenhänge) in wirtschaftsgeschichtlicher Thematik nichts Erinnerungswürdiges, nichts Darstellenwertes sah, so gilt das in gewisser Weise auch für manche neuere Geschichtsschreibung, soweit sie Wirtschaftsgeschichte einfach ausklammert: als nicht *re-le-vant*, als nicht „*e-r-h-e-b-l-i-c-h*“ genug, um die andere, die geistige Waagschale zu heben.

Diese Haltung und ihre Gründe ließen sich umfassend nur im Rahmen einer größeren wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung dessen beantworten, was die Auffassung der Geschichtswissenschaft von ihrem Gegenstand sei, und wie sich diese Auffassung im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte gewandelt habe. Darüber ist viel geschrieben worden. Hier sollen schlichtere Einsichten genügen. Darum nur so viel: auf wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen muß der Historiker erst einmal kommen. Solange nämlich Archivalien von wirtschaftsgeschichtlichem Interesse (neben anderem rechtlich nicht mehr aktuellem Material) in einem Archivfonds mit dem vielsagenden Titel „Unnütze Papiere“ geraten (wie im Bern des 18. Jahrhunderts); solange die Akten der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft unter der Aufschrift „Unnütze Handelssachen“ verkannt im Kloster Salem

¹⁶⁾ Zusammengestellt bei A. Verhulst, Der Handel im Merowingerreich. Gesamtdarstellung nach schriftlichen Quellen, Antikvariskt arkiv 39 (1970) S. 2 ff.

liegen – solange ist kein Bedürfnis nach wirtschaftsgeschichtlicher Fragestellung vorzusetzen.

Archivalien treten eben nicht von selbst an den Historiker heran, man muß ihnen, unter einer Fragestellung, schon nachgehen. Eine Mediävistik, die vorzugsweise mit Chroniken und Kaiserurkunden umgeht, wird wirtschaftlichen Fragen, selbst wenn sie wollte, kaum begegnen. Und wenn Ranke in seinen „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ eingangs die bevorzugt benutzten Quellen aufzählt („Mémoires, Tagebücher, Briefe, Gesandtschaftsberichte und ursprüngliche Erzählungen der Augenzeugen“)¹⁷, dann kann man nur sagen: darin soll Wirtschaftsgeschichtliches wohl auch nicht vorkommen! Freilich: er suchte es ja auch gar nicht. Nicht daß Historiker von Rang die Bedeutung der Wirtschaft je geleugnet hätten (Jacob Burckhardt zitiert die Wirtschaftsstatistik aus dem Munde des sterbenden Dogen Tommaso Mocenigo, kennt die florentinischen *ricordanze*, nennt einschlägige Zahlen)¹⁸ – aber in Darstellungen, die so von politischer und Geistesgeschichte besetzt sind, findet die Wirtschaft keinen angemessenen Platz mehr, dienen Zahlen im wesentlichen nur dazu, staatliche Dimensionen zu kennzeichnen, die im Kontext sonst verbal – als immens, als kolossal – umschrieben werden würden.

Wie weit sich eine individualisierende Geschichtsschreibung unter dem Einfluß des deutschen Idealismus von sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen entfernt halten kann, und wie anregend andererseits die entstehende Wissenschaft von der Nationalökonomie mit ihrer Historischen Schule und die Werke von Marx auf die Fragestellungen der Geschichtswissenschaft gewirkt haben, ist bekannt und muß hier nicht ausgeführt werden. Seit die Historiker dann, in Reaktion auf diese Herausforderung, ihrerseits zunehmend wirtschaftsgeschichtliche Vorgänge in den Blick nahmen, dabei aber natürlich ihrer hermeneutischen Methode folgten, gab es sozusagen zwei Wirtschaftsgeschichten, je nachdem, ob der Betrachter von den Geschichtswissenschaften herkam oder von den Wirtschaftswissenschaften.

Beide Seiten haben nie ganz zueinander finden können, obwohl es an Vermittlungsversuchen, an Schritten aufeinanderzu, nicht gefehlt hat: davon zeugen Begriffsbildungen wie *Wirtschaftsstile* statt *Wirtschaftsstufen*, *Realtyp* statt *Idealtyp*, *anschauliche Theorie* statt *reine Theorie*, usw.¹⁹. Zwar haben diese Begriffe – sie alle gewisser-

¹⁷) Sämtliche Werke 33 (Leipzig 1874) S. VII.

¹⁸) Die Kultur der Renaissance in Italien, bes. I 7: Venedig und Florenz.

¹⁹) Im einzelnen s. L. Beutin u. H. Kellenbenz, Wirtschaftsgeschichte (1973).

maßen Zugeständnisse an die Historizität – eine abschließende Lösung nicht bringen können, doch spricht aus der Anstrengung des Begriffs der Versuch, die Ansätze miteinander zu versöhnen und zu übergreifenden Einsichten zu gelangen.

Daß sie denselben Gegenstand womöglich mit ganz verschiedenen Augen sehen, ist naheliegend und beiden Seiten oft überdeutlich bewußt – wenigstens sollten sie wissen, daß es der gleiche Gegenstand ist! Dem konventionellen Historiker scheint es, als gehe der Wirtschaftswissenschaftler zu weit, wenn er seine ausgeprägte Neigung zur Theoriebildung auf die Geschichte loslasse und so in unzulässiger Abstraktion die lebensvolle Fülle historischer Erscheinungen aus dem Blick verliere: den Menschen aus zu großer Entfernung sehend, als daß man noch Gesichter erkenne; Entwicklungsmodelle entwerfend, in denen die zeitliche Erstreckung wie Uhrzeit wirkt und nicht wie Geschichte.

Vor allem die New Economic History mit ihrer „Kliometrik“ hat den Graben zwischen *historical economists* und *economic historians* (um David Landes' handliche Definition zu verwenden)²⁰ vertieft und erst recht das Befremden manchen Historikers erregt, zumal sie den Anspruch erhebt, dem Historiker noch mehr zu sagen als dem Wirtschaftswissenschaftler: „A cliometrician is an economist applying economic theory (usually simple) to historical facts (not always quantitative) in the interest of history (not economics)“ – wobei sich ein enragerter Kliometriker vom Gespräch mit seinesgleichen viel, vom Gespräch mit Historikern und deren „unreproducible *verstehen*“ nichts erwartet („Debates between historians and economists, by contrast, are sterile“)²¹. Doch solange man es mit Menschen und Geschichte zu tun hat, „such noise in the data is inevitable“²², sind Modelle eben nicht frei von Verunreinigungen.

Unversöhnlich auch ihrerseits, sehen viele Historiker in solcher Art Wirtschaftsgeschichte gar „a Trojan horse, infiltrating subversive forms of theory into the historical camp“²³, und sie empfinden Überwältigungsängste, wenn sie „the Reunification of Economic History with Economic

²⁰ D. L a n d e s, On Avoiding Babel, *Journal of Economic History* 38 (1978) S. 8.

²¹ D. N. M c C l o s k e y, The Achievements of the Cliometric School, *Journal of Economic History* 38 (1978) S. 15 u. 23; die Gegenposition etwa F. R e d l i c h, „New“ and Traditional Approaches to Economic History and Their Interdependance, ebda. 25 (1965) S. 480 ff.; die Debatte dauert an, siehe etwa A. R u t t e n, But It Will Never Be Simple, Either, ebda. 40 (1980) S. 137 ff.

²² D. S. m i t h, Notes on the Measurement of Values, ebda. 45 (1985) S. 214.

²³ P. M a t h i a s, Living with the neighbours. The role of Economic History (Oxford-Lectures, 1971) S. 3.

Theory“²⁴ propagiert hören – und was es sonst noch gibt an Vorbehalten und Befremdungen, die manchmal glauben lassen, zwischen beiden Ansätzen tue sich eine Kluft auf wie zwischen den „Two Cultures“ von Charles Percy Snow. Hinter dem Methodenstreit stehen eben zugleich Grundhaltungen, wie sie Edgar Salin durch Gegensatzpaare (Dynamik-Statik, Kulturwissenschaft-Naturwissenschaft, anschaulich-rational, usw.)²⁵ auf den Begriff gebracht hat. Der Wirtschaftswissenschaftler ist dabei ganz von der Exaktheit seiner Methoden, der Historiker ganz von der Dignität seines Gegenstandes überzeugt: der Historiker sieht den Wirtschaftswissenschaftler auftreten mit der Zuversicht dessen, der die härteren facts und die exakteren Methoden auf seiner Seite hat – und hält dagegen die eigene Zuversicht, gewissermaßen für das Ganze zuständig zu sein, und das Selbstbewußtsein, die ältere Methode zu haben, alt wie Bibel-Exegese. Für ihn hat es nichts Beunruhigendes, in sein Bild Unbekannte einsetzen zu müssen, und er rechnet gar nicht erst damit, daß alles aufgeht. Und so wird der Historiker dazu neigen, seine empirisch gewonnenen Einsichten so dicht zu packen, daß sie auch ohne Theorie von selber stehen.

Der Beitrag des Historikers zur Zusammenarbeit kann in der Tat nicht darin bestehen, daß er seine vertrauten und bewährten Methoden nun in Versuchsanordnungen umwandelt. Die Errungenschaft der sogenannten „counterfactual hypothesis“ (z. B. wie wäre die wirtschaftliche Entwicklung Nordamerikas verlaufen, wenn es keine Eisenbahnen gegeben hätte: R. W. Fogels vielberedete Studie von 1964)²⁶ mag hilfreich sein, die Rolle einzelner Faktoren besonders deutlich zu machen. Allein zu solchen Versuchsanordnungen wird sich der Historiker allenfalls im Gedankenspiel verstehen: man frage sich und seine Studenten ruhig einmal, warum nicht (um etwas nicht gar zu Unsinniges zu erdenken:) in hadrianischer Zeit die Eisenbahn erfunden worden sein könnte und wie die Folgen gewesen wären. Aber man wische diese Frage dann auch gleich wieder von der Tafel – schließlich ist das ein anregendes Gedankenspiel, aber keine verifizierbare Hypothese.

Was die Dimension der *Zeit* in sich trägt, muß durch den Zoll des

²⁴) R. W. Fogel, *The Reunification of Economic History with Economic Theory*, *American Economic Review* 55 (1965) S. 92 ff.; programmatisch auch ders., *Die neue Wirtschaftsgeschichte. Forschungsergebnisse und Methoden* (Kölner Vorträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 8, 1970).

²⁵) E. Salin, *Politische Ökonomie. Geschichte der wirtschaftspolitischen Ideen von Platon bis zur Gegenwart* (1967) S. 175 ff.

²⁶) R. W. Fogel, *Railroads and American Economic Growth: Essays in Econometric History* (1964).

Historikers, muß geschichtswissenschaftlicher Analyse standhalten. Rein ökonomische Probleme gibt es auch in der Wirtschaftsgeschichte nicht, und seine Menschenkenntnis verbietet es dem Historiker, den Faktor Mensch so standardisiert einzusetzen, daß man ihn einfach addieren und dividieren könne. Geschichte läuft nie so geradeaus, wie es Theorie letztlich postuliert. Augenscheinlich gleiche Voraussetzungen, gleiche Vorgänge können in der Geschichte zu völlig verschiedenen Ergebnissen führen – sonst wäre es nicht *G e s c h i c h t e*.

Umgekehrt widerfährt dem Wirtschaftswissenschaftler seinerseits genug Befremdliches beim Historiker. Die Einwände (angefangen mit den „absurdities of economic history without economics“)²⁷ sind auch von dieser Seite unmißverständlich formuliert worden. Ich habe nicht die Kompetenz, sie hier im einzelnen vorzubringen, doch sind die fundamentalen Einwände teilweise durchaus begreiflich. Etwa daß der Historiker in der Regel wirtschaftsgeschichtliche Elemente eigentlich nur in sein weitgehend schon fertiges Bild einer Epoche nachtrage: ein Bild, das im übrigen allzu intuitiv, relativistisch und impressionistisch wirke und auch keineswegs so voraussetzungslos, wie vom Historiker vorgegeben: „If historical narration of the most responsible and professional kind was thus shot through with implicit, arbitrary theory, why not make it explicit?“²⁸. Oder da gibt es Historiker, die mit dem Ritual des Waschbären den Gegenstand ihrer Darstellung nur eben, rasch und ohne Folgen, in die Terminologie ökonomischer Begriffe eintauchen, um modischen Erwartungen Genüge zu tun, zutiefst verunsichert durch das Verlangen ihrer Studenten.

Unverständlich muß dem Wirtschaftswissenschaftler zumal die Berührungsangst erscheinen, die manche Historiker gegenüber jeder Quantifizierung empfinden, und der sie sich dann vorzugsweise durch Karikieren zu erwehren suchen (was bei manch kruder Quantifizierung ja auch nicht schwer fällt). Quantifizierung damit abzutun, daß man sie als Haltung und nicht als Methode bezeichnet, ist im übrigen auch viel bequemer (Landes hat auf die Asymmetrie hingewiesen, daß ‚Kliometriker‘ in der Regel Historiker zu verstehen vermögen, nicht aber umgekehrt: „their only experience with numbers is in pagination ...; this is harder language for most of them than French or German“)²⁹. Solche Historiker verschließen sich hartnäckig der Einsicht, daß Quantifizierung (natürlich: nicht schon selbst

²⁷) McCloskey (wie Anm. 21) S. 28.

²⁸) W. W. Rostow, The Interrelation of Theory and Economic History, *Journal of Economic History* 17 (1957) S. 510.

²⁹) Landes (wie Anm. 11) S. 11.

Erkenntnis ist, aber doch:) einen Rahmen, daß sie Proportionen zu geben vermag, ohne die der Historiker Eindrücke nicht immer richtig einordnen und gewichten könnte – oder wie David Herlihy treffend gesagt hat: „quantification is an antidote to impressionism“!³⁰

Von der Wirtschaftsgeschichte mehr als von der Rechtsgeschichte, der Literaturgeschichte, der Kirchengeschichte sieht der Historiker durch selbständige Periodisierung seine eigene herkömmliche Epochengliederung in Frage gestellt (aber warum sollte, was Michelet und Burckhardt an geistigen Erscheinungen zum „Zeitalter der Renaissance“ zusammenfaßten, denn auch für Wirtschaft, Technik, Schiffbau gelten?). Im übrigen kann der gewöhnliche Historiker in diesem Bereich meist auch gar nicht leisten, was er sich – mehr oder weniger begründet – in Nachbardisziplinen wie Literaturgeschichte, Kirchengeschichte usw. allenfalls noch zutraut. Je näher er an die Gegenwart gerät, desto mehr bekommt er seine eigene Inkompetenz in Sachen Wirtschaft zu spüren, sofern er dafür nicht eigens ausgebildet ist, etwa die Verflechtungen moderner Industriekonzerne zwischen den beiden Weltkriegen zu erforschen und sie in seine Darstellung der Zeit kompetent einzubeziehen. Der Mediävist ist darin viel verwegener, zieht keck die Wirtschaftspolitik ganzer Jahrhunderte zur Rechenschaft – aber nicht etwa aus größerer Kompetenz!

Mögen sich also beide Seiten klarzumachen verstehen, was sie aneinander haben. Die Ansätze werden sich nie deckungsgleich vereinigen, die Spannungen nie ganz aufheben lassen – und es wäre auch gar nicht zu wünschen. Im übrigen sollte man darüber nicht zu viel theoretisieren, sondern über konkrete Fragestellungen praktisch ins Gespräch kommen: „the problem is the most useful link between theory and empirical data“³¹. Wir reden zu viel von Methoden und zu wenig von Fragestellungen.

Trotz unterschiedlichen Zugangs und trotz gegenseitiger Vorbehalte sind die verschiedenen Richtungen wirtschaftsgeschichtlicher Forschung in Überwindung ihrer Trennung seit je auf dem Wege zu Erkenntnissen gleichen Ranges. Was also erwartet sich der Historiker von der Wirtschaftsgeschichte?

Ich unterstehe mich nicht, vor diesem Auditorium Funktion und Faszination der Wirtschaftsgeschichte im Rahmen der allgemeinen Geschichte auszubreiten: wir, die wir hier zusammengekommen sind, müssen uns dar-

³⁰) D. Herlihy, Quantification in the Middle Ages, in: V.R. Lorvin u. J.M. Price (Hg.), *The Dimensions of the Past. Materials, Problems, and Opportunities for Quantitative Work in History* (1972) S. 18.

³¹) Rostow (wie Anm. 28) S. 510f.

über nicht gegenseitig aufklären. Aber lassen Sie mich auf andere Weise darüber sprechen und aus den zahllosen Aspekten des Themas „Der Historiker und die Wirtschaftsgeschichte“ noch die folgenden herausgreifen. Ich spreche zunächst über den spezifischen Erkenntniswert, den (aus der Erfahrung des Hochschullehrers) im Unterricht wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen für das Verständnis der allgemeinen Geschichte haben; weiter: über den Ertrag, den Quellen, wie sie nur der Wirtschaftshistoriker erschließen kann, für die Arbeit des Historikers und selbst noch für entferntere Teildisziplinen wie die Kunstgeschichte einbringen; und endlich über den Beitrag, den umgekehrt der Historiker für die Quellenarbeit auch der Wirtschaftsgeschichte leisten kann, und die integrierende Funktion, die er zwischen den historischen Teildisziplinen – darunter die Wirtschaftsgeschichte – wahrnehmen sollte.

Wo also liegt, im akademischen Unterricht der allgemeinen Geschichte, der besondere Erkenntniswert, den wirtschaftsgeschichtliche Quellen und Fragestellungen bieten, und was macht dem angehenden Historiker solcherlei Einsichten so eingängig? Da wirkt zunächst einmal ganz unmittelbar die Freude am Konkreten: was Marc Bloch „la volupté d'apprendre des choses singulières“ genannt hat³². Tatsächlich liegt in solchen Quellen die Konkretheit historischer Existenz dichter an der Oberfläche, ist mit Händen zu greifen. Beim Lesen eines Zollregisters empfindet der junge Historiker ganz konkret, daß da etwas für uns Historiker getan werde: der Zollbeamte zählt und öffnet die Warenballen gewissermaßen für uns: um uns zu sagen, was darin enthalten sei. Man kann aus den Genuesser Notars-Imbreviaturen des 12. und 13. Jhs. die Kapital-Investitionen eines bestimmten Kreises zusammenziehen – wir können dabei zugleich aber auch kleine Gelegenheits-Investoren ganz persönlich kennenlernen wie die Schusterin Bertha, *Berta sutrix*, die 1191 ihre bescheidenen 10 Pfund in eine *commenda* Richtung Konstantinopel investiert³³: Alltag des Mittelmeerhandels, mit Schiffen, die schon bald nach dem Tod des Heiligen „San Francesco“ heißen!

Man kann das Haushaltsbuch von Machiavellis Vater³⁴ zur Fallstudie eines kleinen grundbesitzenden Florentiner Juristen machen, der wie viele seinesgleichen mit den Pächtern und den bescheidenen Pachteinkünften von 2000 Liter Wein, 335 Liter Öl usw. einfach nicht mehr zurecht kam – aber wir ersehen aus den Rechnungseinträgen des Vaters zugleich auch,

³²) M. Bloch, *Apologie pour l'histoire ou métier d'historien* (Cahiers des Annales 3, 1949, Nachdruck; deutsch 1974) S. XI.

³³) *Notai liguri del sec. XII*, Bd. 2: Guglielmo Cassinese (1938) nr. 1061.

³⁴) Bernardo Machiavelli, *Libro di ricordi*, ed. C. Olschki (1954).

wie der 5jährige Niccolò Machiavelli ein erstes Mal in die Schule bei Santissima Trinità geht, oder wie Niccolò ein Faß Wein zum Buchbinder geleitet, womit der Vater das Einbinden eines Livius bezahlt. Man kann aus den Rechnungsbüchern des Hospizes auf dem Großen St. Bernhard-Paß einerseits Einnahmen und Ausgaben einander gegenüberstellen und so dem intendierten Zweck der Quelle folgen – und wir können dabei den Zahlungseinträgen zugleich auch lebensvolle Details entnehmen wie: die Entleerung des Leichenhauses ins Massengrab bei Anbruch der wärmeren Jahreszeit; das Pferd namens *Lanchemant*, das *erat ita antiquus quod non poterat plus ire*; die 36 Trinkgläser beschafft in Erwartung hoher Gäste; die unter die Lawine geratenen 13 Schafe; ja die periodische Leerung des Opferstockes gibt sogar gewisse Aufschlüsse über die jahreszeitliche Frequenz des Paßverkehrs³⁵.

Freilich darf solche Verwendung wirtschaftsgeschichtlicher Quellen nicht zu kulturgeschichtlichem Impressionismus führen: der Historiker würde den Wirtschaftshistoriker als Gesprächspartner verlieren, wenn er so auslesen und darin weiterfahren würde. Aber es sollte deutlich geworden sein, daß diese Art von Quellen ihr hohes Maß an Konkretheit gerade daraus bezieht, daß sich ihnen die Frage nach der „Darstellungswürdigkeit“ nicht stellt. Eben weil sie sich nicht an eine Nachwelt wenden, sondern nur für die handgreiflichen Bedürfnisse einer kleinen Gegenwart geschrieben sind, lassen uns solche Quellen in die Intimität menschlicher Gegenwart eindringen, stärker als Chroniken oder Kaiserurkunden das vermöchten.

Insofern trägt die Einbeziehung der Wirtschaftsgeschichte auch dazu bei, das unausrottbar einseitige Bild des Mittelalters besser zu proportionieren und der seltsamen Dreiheit „Kaiser – Päpste – Mönche“ (in der jeder sein Mittelalter erkennen mag: ich nicht!) Menschen hinzuzufügen, die sich uns leichter vernehmlich machen: den informierten, innovativen, praktisch argumentierenden Kaufmann.

Und wie die Wirtschaftsgeschichte Subjekte ins Spiel bringt, ohne die das Bild der wirkenden Kräfte entstellend unvollständig wäre, so läßt sie auch den geographischen Raum der mittelalterlichen Welt erst in seiner ganzen Weite erfahren: mit den Kaufmannsbriefen aus der Geniza (dem Depotraum der jüdischen Synagoge) von Alt-Kairo kommen wir bis Malaya³⁶; mit Pegolottis „*Pratica della mercatura*“ kommen wir bis nach Peking³⁷.

³⁵ Les comptes de l'Hospice du Grand Saint-Bernard (1397–1477), ed. L. Quaglia, Vallesia 28 u. 30 (1973 u. 1975), nr. 334, 2350, 2656, 4639, 4708–4712.

³⁶ Letters of Medieval Jewish Traders, transl. by S. D. Goitein (1973) nr. 46.

³⁷ Francesco Balducci Pegolotti, La pratica della mercatura, ed. A. Evans (1936) S. 21 ff.

Und solche Belehrung verfehlt nicht ihre Wirkung auf Studierende, die dem Mittelalter jenseits der mittelmeerischen Küsten nur noch wenig, nur noch die Schattenfüßler und andere Fabelwesen mittelalterlicher Weltkarten zutrauen. Das Mittelalter ist eben immer nur so eng, wie man es selber sieht. In diesem Fall ist es die Handelsgeschichte, die uns eine komplementäre Wirklichkeit zum mittelalterlichen Weltbild der Geistesgeschichte liefert; und diese real erfahrene Welt des Handels erweist sich als ebenso ausgedehnt wie die fabulöse Welt eines John Mandeville!

Da gibt die Wirtschaftsgeschichte, weiter, Informationen so fundamental, daß sie den Studenten betroffen machen: denn was läßt sich über die mittelalterlichen Lebensbedingungen Fundamentaleres vermitteln als die Einsicht, daß damals für 1 ausgesätes Korn (nicht: 20, 30, 40 Körner wie heute, sondern:) nur 2 oder 3 oder 4 Körner geerntet wurden³⁸? Solche Ertragsquoten machen schlagartig bewußt, wie eng der verfügbare Spielraum war und wie wenig es brauchte, um daraus eine Frage auf Leben und Tod werden zu lassen!

Wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen von Rang haben im übrigen einen integrierenden Zug, greifen auch nach dem Ganzen der historischen Wirklichkeit. Das wird besonders deutlich bei den großen Kontroversen: Pirenne's These von der Epochengrenze zwischen Antike und Mittelalter; die Diskussion über den krisenhaften Charakter des Spätmittelalters; oder die Frage nach den Anfängen der neuen Dynamik im 11. Jahrhundert; die Frage nach der Kapitalakkumulation durch Grundrente oder durch Handelsgewinne; und anderes.

Natürlich sind solche Fragen oft überdehnt, bringen sie die Erkenntnis nicht schon um so viel voran, wie sie zu leisten vorgeben. Und doch: diesen Erkenntniszuwachs zu ermitteln, die Argumentationen der beteiligten, oft bedeutenden Gelehrten einander zu konfrontieren, die Grenzüberschreitungen als solche zu erkennen und, je nachdem, zuzulassen oder zurückzuweisen, ist im Universitätsunterricht bisweilen lehrreicher als so manches herkömmliche Thema. Denn in seiner Konkretheit vermag das wirtschaftliche Element – wie ein leicht einzufärbender Strang im Geflecht der historisch wirksamen Kräfte – gewisse Wirkungszusammenhänge zunächst einmal anschaulicher verfolgbar zu machen, bevor man dann schrittweise an Prozesse heranzuführen kann, bei denen sich die Frage nach Ursache und Wirkung noch komplexer stellt. Beispiel: ein Thema wie die neue Dynamik, die seit dem 11. Jahrhundert vieles in Bewegung geraten und in neue

³⁸) Die Nachrichten zusammengestellt bei B.H. Slicher van Bath, *The Agrarian History of Western Europe* (1963), Tabellen S. 328 ff.

Dimensionen wachsen läßt, und in der neue geistige, politische, soziale, wirtschaftliche Kräfte einander vorantreiben, ohne daß wir den Zusammenhang der Erscheinungen in seiner zeitlichen oder gar kausalen Abfolge immer genau begreifen könnten.

Was dem Historiker die nachbarliche Hilfe des Wirtschaftshistorikers unentbehrlich macht, ist daneben die Fülle von allgemeinen Nachrichten, wie sie – über das eigentlich Wirtschaftliche hinaus – aus wirtschaftsgeschichtlichen Quellen zu gewinnen sind und da womöglich nur von Wirtschaftshistorikern erschlossen werden können. Ich erinnere nur an das Firmen-Archiv des Kaufmanns Francesco Datini von Prato und nenne dieses bekannte Beispiel um so lieber, weil Datini – sein Unternehmen, sein Archiv, das nach ihm benannte wirtschaftshistorische Institut – durch die Initiative des allzu früh verstorbenen Federigo Melis unter der Leitung Fernand Braudels Mittelpunkt der von Wirtschaftshistorikern wie von Historikern durchgeführten ‚Settimane di studio‘ in Prato wurde, deren wissenschaftlichem Beirat anzugehören ich mit einigen von Ihnen die Ehre habe.

Mit seinen rund 125 000 Geschäftsbriefen und 575 Rechnungsbüchern aus den Jahren 1380 bis 1410 ist dieses Archivio Datini in seiner Überlieferung geradezu ein Pompeji der Wirtschaftsgeschichte, in seinem Gehalt nahezu eine ganze Welt! Aus dieser unvorstellbaren Daten-Menge hat Federigo Melis in souveränem Durchblick minutiös alle Arbeitsgänge der Tuchproduktion und die Preisbildung in ihrer ganzen Komplexität erfaßt und vorgeführt³⁹ – und selbst dabei noch die Menschen sichtbar gelassen (etwa die 17 Spinnerinnen in Vinci: rund 50 Jahre später wird in dieser Umwelt Leonardo da Vinci geboren). Melis hat zugleich aber immer auch wahrzunehmen verstanden, was dieses Material an historischen Informationen im allgemeineren Sinne hergibt und sie seinen Freunden in die Festschriften getan:

Da ersehen wir aus der Laufzeit von Briefen, ermittelt aus rund 300 000 Daten dieses Firmen-Archivs, die wirklichen, vom Menschen reisend erfahrenen Distanzen⁴⁰ (Venedig-Rom 10 Tage, Venedig-Paris 20 Tage, Brügge-Alexandrien 60 Tage, usw.): das und nur das sind die historisch gültigen Konturen unserer Erde; denn die kartographischen Konturen unserer Landkarten geben nicht die Wirklichkeit des Menschen inmitten von Gebirgen und Gewässern, sondern die Wirklichkeit der Vögel oder der olym-

³⁹) F. Melis, *Aspetti della vita economica medievale* (1962).

⁴⁰) F. Melis, *Intensità e regolarità nella diffusione dell'informazione economica generale nel Mediterraneo e in Occidente alla fine del Medioevo*, in: *Mélanges en l'honneur de F. Braudel* (1973) S. 389 ff.

pischen Götter, die sich auf Luftlinien bewegen. Welcher Historiker wollte sich solche Einblicke in den realen Raum der Geschichte entgehen lassen und sich fortan das Mittelmeer noch 3700 km lang statt 43 Tage weit denken?

Da finden wir in diesem Material unverhofft Nachrichten auch zur Kunstgeschichte, zur Kirchengeschichte: wir erleben den Kaufmann als Kunstförderer bei der Ausmalung seines Palazzo – freilich (anders als Cosimo Medici zwei entscheidende Generationen später) mehr als gereizten Geldgeber denn als verständigen Mäzen, kommentierte er die Honorarforderung der Maler doch mit der sarkastischen Bemerkung: *quando Giotto era vivo credo facea migliore merchato*, und: *ma chostoro sono fratelli o parenti di Giotto?*⁴¹. Oder: nicht aus kirchlichen Quellen, sondern aus diesen Geschäftsbriefen wissen wir, daß schon im Anno Santo 1400 (und nicht erst 1500) in der Peterskirche ein vermauertes Portal geöffnet wurde⁴². Überhaupt: wo fänden wir über das quellenarme Rom dieser Jahre sonst 1600 Briefe geschrieben aus Rom, wo sonst 25 Briefe geschrieben aus einer nordafrikanischen Stadt wie Tunis? Wo fänden wir in nennenswerter Zahl überhaupt (nicht-literarische) Originalbriefe? Und gerade die Quellengattung der Kaufmannsbriefe mit ihrem intensiven Nachrichtenhandel auch über politische Vorgänge zeigt uns, welch weiten Gesichtswinkel die Optik des Kaufmanns hatte.

Fragen wir in einem weiteren Schritt, ob diese Quellen, innerhalb der allgemeinen Problematik mittelalterlicher Überlieferung, nicht auch ihre spezifische Problematik bei der Auswertung zum Zwecke der Wirtschaftsgeschichte haben könnten – und ob auf diese Tücken der Historiker, die Quellengattungen überblickend, womöglich leichter aufmerksam wird als der Vertreter einer historischen Teildisziplin.

Beim Überschauen ganzer Überlieferungs-Komplexe (eines Archivs, einer Stadt) muß nämlich auffallen, daß die mutmaßlichen Verluste des ursprünglichen Bestandes nicht nur groß und nicht nur ungleichmäßig sind (das versteht sich beides von selbst), sondern daß einige Bereiche offensichtlich grundsätzlich stärker betroffen sind als andere. Wo solche Überlieferungsverluste vom Zufall geschlagen wurden, von Krieg und Brand und Nachlässigkeit, stellt das kein methodisches Problem, denn der Zufall ist immer noch gerechter als jede von Menschen vorgenommene Auslese. Aber bei der Reduzierung von Quellenbeständen tritt, jedenfalls in der Ur-

⁴¹) Melis (wie Anm. 39) S. 96.

⁴²) Melis, *Movimento di popoli e motivi economici nel giubileo del 1400*, in: *Miscellanea G. G. Meersseman* 1 (1970) S. 343 ff.

kundenüberlieferung, neben den Überlieferungs-Zufall ein weiterer Faktor, der viel fataler ist: die Überlieferungs-Chance, nämlich die je nach Quellengattung, je nach Überlieferungsweg, je nach Natur des Geschäftes unterschiedliche Chance einer Quelle, eines Sachverhalts, eines Lebensbereichs, der Nachwelt überliefert und so dem Historiker überhaupt bekannt zu werden⁴³.

Und hier wird es gefährlich. Denn damit könnten die Proportionen des Bildes unmerklich verzerrt, die Maßstäbe unserer historischen Erkenntnis kaum wahrnehmbar beeinträchtigt werden. Denn was da verloren ging, sind nicht etwa gleichmäßig anteilige Quoten (sagen wir: 80% aller Urkunden über Handel, Gewerbe, Landwirtschaft). Vielmehr gehen bei Urkunden-Überlieferung bisweilen komplette Bereiche von Wirklichkeit unter: das Gewerbe fast ganz, der Handel fast ganz, hingegen Grundstücksgeschäfte fast gar nicht. Denn Notars-Urkunden über Lieferverträge und ähnlich befristete Geschäfte wurden nach Erledigung fortgeworfen (das sind die Tausende von verlorenen Notarsurkunden über Handels- und Gewerbe-geschäfte, die sich aus dem Vergleich von überlieferten Imbreviaturbüchern und Urkunden-Beständen erschließen lassen), während Urkunden über Grundstücksgeschäfte grundsätzlich verwahrt wurden, weil sie rechts-erheblich blieben.

Kurz: die unterschiedliche Überlieferungs-Chance, disproportionierend wie sie auf unsere Sicht der Dinge nun einmal wirkt (erst Registerüberlieferung bildet maßstäblich ab), diskriminiert Handel und Gewerbe, begünstigt den Grundbesitz, und macht das Mittelalter damit noch agrarischer, als es ohnehin schon ist. Denn Grundbesitz hat einfach die größere Chance, überliefert zu werden.

Ebenso disproportionierend zwischen den wirtschaftlichen Sektoren (und darum wieder gerade für die Erfordernisse des Wirtschaftshistorikers wenig günstig) wirkt der Überlieferungsweg, der zunächst fast ausschließlich über die geistlichen Archive führt. Die ganze Laienwelt mit ihrem gewerblichen Alltag hat es unter diesen Umständen natürlich schwer, sich dem Historiker vernehmlich zu machen, und das verzerrt die Perspektive, wollte man einfach den Proportionen des überlieferten Bestandes folgen, abermals in die bezeichnete Richtung: der Grundbesitz und seine Wirtschaftsform ist überrepräsentiert!

Die Chancen-Ungleichheit der Überlieferung wirkt sich endlich noch in einer anderen Weise – unmerklich und darum tückisch – auf die Maßstäb-

⁴³) Zum Folgenden mit weiteren Beispielen A. E s c h , Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, HZ 240 (1985) S. 529 ff.

lichkeit historischer Erkenntnis aus: sie prämiert das Ungewöhnliche, das Fatale, und diskriminiert das Alltägliche, das Normale. Das *s i n k e n d e* Schiff hat die größere Überlieferungs-Chance, erzeugt mehr Quellen als das heil zurückkehrende Schiff; gerade der schlechte Wechselbrief, gerade der bankrotte Kaufmann bringt sich, durch Gerichtsakten, besonders nachdrücklich in Erinnerung. Von vielem erfahren wir Historiker überhaupt nur, *w e i l* es mißlang. Erst wenn Registerüberlieferung voll einsetzt; erst wenn ein Geschäftsarchiv so vollständig erhalten bleibt wie das Archivio Datini; erst wenn eine Gesellschaft sich selbst so vollständig dokumentiert wie die florentinische im Catasto von 1427: erst dann sind wir von der bange Frage nach der Maßstäblichkeit dispensiert.

Man bedenke im übrigen, daß die geschilderten Effekte der Überlieferungslage dann durch das entgegenkommende Interesse des Historikers womöglich noch verstärkt werden: gute Überlieferung zieht Bearbeiter an – da werden dann einzelne wohldokumentierte Bereiche übermäßig beachtet; Fernhandel ist spannender als Nahhandel – da wiegt dann 1 Gramm Pfeffer mehr als 1 Tonne Salz. Solche persönlichen Optionen führen zusätzlich zu Ungleichgewichtungen zwischen den wirtschaftlichen Sektoren und spielen etwa bei der wirtschaftsgeschichtlichen Kontroverse über den krisenhaften Charakter des Spätmittelalters eine nicht zu vernachlässigende Rolle⁴⁴. Aber solche Überlieferungsprobleme lassen sich erkennen, und dies zu leisten sollte dem Historiker zufallen: wirtschaftsgeschichtlich relevante Daten darauf zu überprüfen, ob sie nicht durch das Spiel von Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall verzerrt, also nicht repräsentativ sind und insofern unbrauchbar, etwa den Prozeß wirtschaftlichen Wachstums in einer bestimmten historischen Phase zu erfassen.

Wenn hier von „wirtschaftsgeschichtlichen Quellen“ die Rede war, so ist gleich hinzuzusetzen, daß dem Historiker – Allesfresser der er ist – grundsätzlich alles zur Quelle werden kann: dem Historiker ist Quelle, ist wirtschaftsgeschichtliche Quelle alles, was er dazu *m a c h t*. Aus den Verhörprotokollen von Taschendieben kann er unverhofft Aufschlüsse über umlaufende Münzsorten im spätmittelalterlichen Bern erhalten, aus Dekretalen unerwartet Nachrichten über die Transhumanz im hochmittelalterlichen Ungarn⁴⁵, aus päpstlichen Dispensen Hinweise auf den italienischen

⁴⁴) Etwa in der Kontroverse zwischen R. S. L o p e z u. H. M i s k i m i n einerseits und C. C i p o l l a andererseits, in: *Economic History Review*, 2nd ser. 14 (1961/62) S. 408 ff. u. 16 (1963/64) S. 519 ff.

⁴⁵) W. H o l t z m a n n, Sozial- und Wirtschaftsgeschichtliches aus Dekretalen, in: *Rheinische Vierteljahrschrift* 15/16 (1950/51) S. 263 f.

Levantehandel (ja sogar darauf, daß zwar vieles, nicht aber Bier in den Vorderen Orient exportiert wurde – denn das nimmt ein polnischer Herzog 1221 zum Anlaß, sich aus Gesundheitsgründen von seiner Jerusalemfahrt dispensieren zu lassen: *nec vinum nec simplicem aquam bibere valeat, consuetus potare tantum cerevisiam vel medonem*)⁴⁶.

Und so wird der Historiker auch literarische Texte auf wirtschaftsgeschichtliche Information befragen: lassen wir uns doch, in Petrons „Satyricon“, von Trimalchio seine rasante Unternehmer-Karriere zur Zeit Neros erzählen; oder lassen wir uns, von Chaucer's „Canterbury Tales“, über den Kapitän berichten und die Fahrten an Bord seiner „Magdalene“, mit Bordeaux-Weinen zwischen Kap Finisterre und Gotland. Der „Fortunatus“-Roman aus dem späten 15. Jahrhundert erzählt uns das alte Märchen vom Glückssäckel, aber transponiert in das kaufmännische Milieu seiner Zeit und durchtränkt von kaufmännischer Rechenhaftigkeit: gibt dieser Glückssäckel doch nicht einfach Goldstücke her, sondern in jedem Land gleich die richtige Währung, und dazu auch noch den Umrechnungskurs⁴⁷! Und: ist der „Conflictus ovis et lini“, das „Streitgespräch zwischen Schaf und Flachs“ mit seiner erstaunlich zeitgemäßen (die Entwicklung des flandrischen Tuchgewerbes um 1070 illustrierenden) Argumentation –, i s t das nun schon eine wirtschaftsgeschichtliche Quelle, solange Manitius den „Conflictus“ in seiner ‚Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters‘ behandelt, oder macht ihn erst wirtschaftsgeschichtliche Interpretation dazu?⁴⁸.

Auch in diesem Bereich, den Quellen, zeigt sich also, was hervorzuheben Sinn dieser Ausführungen ist: nicht im Material, kaum in der Methode, allenfalls in der Fragestellung unterscheidet sich im Bereich der mittelalterlichen Geschichte, was Historiker und Wirtschaftshistoriker tun. Umso mehr stellt sich die Frage, wie die Zusammenführung der verschiedenen historischen Blickwinkel zu bewerkstelligen sei.

Wo die Integration der verschiedenen Aspekte historischer Existenz ihre Formel, ihren gemeinsamen Nenner finde, ist die zugleich älteste, aktuellste und kontroverseste Frage aller Deutung von Geschichte und – um nur eine Position zu nennen – etwa im Dialog mit dem historischen Materialis-

⁴⁶) Kodeks Dyplomatyczny Śląska 3 (1964) nr. 260.

⁴⁷) „Fortunatus“ in: Deutsche Volksbücher 1 (1975) S. 38 jeweils die Landeswährung; „Satyricon“ etwa cap. 76; „Canterbury Tales“: Prologue, Shipman.

⁴⁸) Manitius 2 S. 771ff. bzw. A. van de Vijver u. Ch. Verlinden, L'auteur et la portée du ‚Conflictus ovis et lini‘, Revue belge de philologie et d'histoire 12 (1933) S. 59ff.

mus immer wieder diskutiert worden. Ich will das hier nicht resümieren, möchte aber doch – um dem Problem als solchem nicht auszuweichen, wenn ich es nur auf mir vertrautem Gelände angehen darf – die Durchdringung der Fragestellungen andeuten zwischen zwei Bereichen, die nach herkömmlicher Meinung diametral entgegengesetzte Ausprägungen menschlicher Existenz sind: zwischen Wirtschaft und Kunst⁴⁹; zwei Bereiche scheinbar so entfernt, daß manche Historiker (womöglich schockiert durch allzu kühne Vermittlungsversuche) überhaupt bezweifeln, zwischen diesen beiden Polen könne ein Lichtbogen interdisziplinärer Fragestellung überspringen. Es sei denn auch nachdrücklich hervorgehoben, daß solche Auseinandersetzung, wenn sie seriös bleiben soll, nur begrenzte Ziele haben kann: verwegene Zusammenschau von der Art, die Erfindung der Perspektive in der Malerei und das Aufkommen der doppelten Buchführung in der Wirtschaft untergründig miteinander verbunden zu sehen, sind unsere Sache nicht.

Ein besonders ergiebiger Diskussionspunkt (und wohl der integrierendste von allen) wäre dabei der Vergleich der Periodisierungsansätze: entsprechen sich die Epochen, in die Wirtschaftshistoriker und Kunsthistoriker anhand ihres Materials die Geschichte gliedern, oder entsprechen sie einander nicht? Gibt es z. B. wirtschaftsgeschichtlich ein Quattrocento in Italien, wie es kunstgeschichtlich eines gibt? (nein, für den Wirtschaftshistoriker bildet das Quattrocento keine Epoche). Ist der den Kunsthistorikern einst vertraute „gotische Mensch“ je von Wirtschaftshistorikern gesichtet worden? (sicherlich nicht).

Welche Entsprechungen zwischen künstlerischen und wirtschaftenden Aktivitäten des Menschen sind überhaupt denkbar, und wie wären sie dann am ehesten zu deuten: als Überbau/Unterbau, als parallele Dynamik, als komplementäre oder als analoge Wirklichkeit? Könnten nicht Konjunkturen in der Wirtschaft und Auftragstätigkeit in der Kunst irgendwie zusammengehen: vermehrte Kunstaufträge bei prosperierender Wirtschaft – oder aber gerade umgekehrt (wie es Robert Lopez sah: „hard times and investment in culture“)⁵⁰: vermehrte Kunstaufträge erst, wenn der Kaufmann für sein Kapital keine produktive Anlagemöglichkeit mehr findet, mangels Pfeffer und Tuchen nun in Kunst und Kultur „investiert“. Denn natürlich

⁴⁹) Belege und weitere Beispiele zum Folgenden in meinem Forschungsbericht „Über den Zusammenhang von Kunst und Wirtschaft in der italienischen Renaissance“, Zs. für historische Forschung 8 (1981) S. 179 ff.

⁵⁰) R. S. Lopez z., Hard Times and Investment in Culture, in: The Renaissance. A Symposium (1953) S. 29 ff.

ist Kunst, ökonomisch gesehen, ein Produkt mit elastischer Nachfrage: Rohstoffe haben muß man, ein Bild haben muß man nicht.

In solch grundsätzlichen Fragen, ob und welche Wirkungszusammenhänge zwischen wirtschaftlicher und kultureller Dynamik, zwischen wirtschaftlicher und künstlerischer „Konjunktur“ sich gegebenenfalls feststellen lassen, wird man zwar schwerlich zu einhelliger Meinung finden – aber es lohnt doch, daß Kunsthistoriker, Wirtschaftshistoriker, Historiker sich darüber austauschen, wobei der soziale Faktor, der in aller Regel zwischen Wirtschaft und Kunst treten wird, die besondere Zuständigkeit des Historikers in diesen übergreifenden Fragen noch einmal deutlich macht.

Was sie einander an spezifischen Einsichten geben können, sei mit einigen Beispielen angedeutet. Der Wirtschaftshistoriker kann dem Kunsthistoriker Zahlen erarbeiten, die über nicht-ökonomische Vorgänge ganz Unmittelbares aussagen. Daß in den 5200 scudi, die Benvenuto Cellini um die Mitte des 16. Jahrhunderts für seinen „Perseus“ erhielt, bereits 70% Honorar-Anteil steckt⁵¹ (und damit ein Mehrfaches dessen, was ein Künstler ein Jahrhundert zuvor für seine Arbeit erwarten durfte), macht dem Kunsthistoriker mit Zahlenverhältnissen schlagend deutlich, was er in seiner Weise schon erschlossen hatte: daß nämlich die Auffassung davon, was ein Künstler sei, und was man am Kunstwerk denn eigentlich bezahle (ob eher den Materialwert oder das Genie), sich im Laufe eines Jahrhunderts grundlegend geändert hatte.

Archivalische Forschung hat gerade in letzter Zeit aus Quellengattungen, die dem Historiker und Wirtschaftshistoriker vertrauter sind als dem Kunsthistoriker (Zollregister, Firmenkorrespondenzen, Gerichtsurteile), wieder eine Fülle von Nachrichten zu Tage gefördert, die auch den Alltag der privaten Auftragstätigkeit erhellen und erkennen lassen, für welche Kreise, dem Preis zufolge, kistenweise angelieferte Heiligenfigürchen und Madonnenbildchen gedacht waren⁵². Neue kostensenkende Reproduktionsverfahren wie Holzschnitt und Majolika lassen da durch ihre Breitenwirkung am deutlichsten ersehen, wie wirtschaftliche Faktoren unmittelbar in den Bereich der Kunst hineinwirken und den Kunstgeschmack eines breiteren Publikums mitbestimmen können. Nur solche archivalische Forschung vermag auch die wichtige Frage voranzutreiben, wann und wie sich allmählich ein Kunstmarkt herausbildete (und welch fundamentaler Wandel drückt sich darin doch aus!).

⁵¹) F. M e l i s , Fattori e struttura del costo del Perseo del Cellini, in: *Problemi attuali di scienza e di cultura* 177 (Accademia nazionale dei Lincei, 1972) S. 57 ff.

⁵²) Beispiele in dem Anm. 49 zit. Aufsatz.

Man wird auf solche Nachrichten in wirtschaftsgeschichtlichen Quellen freilich nicht aufmerksam werden, wenn einem kunstgeschichtliche Fragestellungen gänzlich unvertraut sind; und andererseits wird sich der Kunsthistoriker schwerlich durch Tausende von Zolleinträgen hindurchlesen, nur um einen einschlägigen Eintrag zu finden⁵³ (*VIII Cristi picolini de gesso; una cassa e meza de figure de santi*): das Teamwork muß schon im eigenen Kopf stattfinden.

Der Wirtschaftshistoriker kann dem Kunsthistoriker beispielsweise auch leicht erklären, was eine Michelangelo-Madonna ausgerechnet nach Brügge führt, und warum ein Memling dort Italiener porträtieren kann (denn Brügge, so still es heute wirkt, war damals eben das internationale Finanzzentrum Nordwesteuropas). Oder: warum im Venedig Carpaccios und Dürers vermehrt Schwarze im Straßenbild zu sehen sind (weil seit der Sperrung des Bosphorus durch die Türken das traditionelle Sklavenreservoir, die Nordküste des Schwarzen Meeres, nicht mehr zugänglich war und man darum zunehmend auf Negersklaven zurückgriff). Oder: warum in der Holzschnitt-Illustration des Columbus-Briefes von 1493 die Galeere vor Haiti⁵⁴ ein Zitat sein muß und keine „Reportage“ sein kann (denn mit einer Galeere kann man zwar auf abendländischen Meeren herumfahren, aber niemals Amerika entdecken: woher sollte der Kunsthistoriker das wissen?). Oder auch: welcher drastischer Metallmangel die Menschen im Frühmittelalter dazu veranlaßte, sich über die Metallklammern der antiken Bauwerke herzumachen: daher die gänzlich zernarbte Fassade des Kolosseums, das Klammern im Gesamtgewicht von immerhin rund 300 Tonnen in sich barg⁵⁵.

Umgekehrt kann der Kunsthistoriker dem Wirtschaftshistoriker beispielsweise signalisieren, wann und wo ein Bau-Boom zu beobachten ist und welche Nachfrage an Material und Arbeitskräften er vermutlich ausgelöst, welche Folgeaufträge aus anderen Sparten er nach sich gezogen haben könnte⁵⁶. In kunstgeschichtlichen Quellen bietet sich dem Wirtschaftshistoriker Anschauung, wie er sie sich handgreiflicher nicht wünschen kann. Mit Brueghels „Turmbau zu Babel“ betritt er eine Großbaustelle mit Hebekränen und Treträdern, Frachtschiffen und Hafenanlagen, Ziegel-

⁵³) A. E s c h , Le importazioni nella Roma del primo Rinascimento, in: Aspetti della vita economica e culturale a Roma nel Quattrocento (1981) S. 9 ff.

⁵⁴) F. G e l d n e r , Die deutschen Inkunabeldrucker 1 (1968) Abb. 46, nach Erhart Reuwichs Illustration zu Bernhard von Breydenbachs Pilgerreisebericht von 1483, Blatt Rhodos.

⁵⁵) G. C o z z o , Il Colosseo (1971) S. 30.

⁵⁶) Vorbildlich R. A. G o l d t h w a i t e , The Building of Renaissance Florence (1980).

und Kalkdepots. Viele Nikolaus-Darstellungen bringen, zuständigkeitshalber, Schiffe ins Bild, Schiffe jeden Typs. Jede Mariengeburt zeigt (da sie, im Unterschied zu Christi Geburt, stets in gutbürgerlichem Interieur spielt) in ihrer Ausstattung das, was der Wirtschaftshistoriker als Ware hin und her schiebt, hier beim Verbraucher angelangt, gekauft, verwendet: Tapisserien, wertvolles Geschirr, Messingware, Fensterglas, teure Stoffe. Oder: im Typ des „Feiertags-Christus“⁵⁷ vermag der Kunsthistoriker uns das ganze Sortiment mittelalterlicher Werkzeuge vorzuweisen (die nämlich, am Feiertag verwendet, Christi Wunden wieder bluten lassen und darum hier dargestellt werden).

Lassen wir nun auch, zwischen Wirtschaftshistoriker und Kunsthistoriker, den Historiker sein Teil beitragen, um seiner integrierenden Funktion zwischen den Teildisziplinen gerecht zu werden. Am ehesten der Historiker wird eine Erklärung etwa für das eigenartige Phänomen beibringen, daß in der Florentiner Frührenaissance zunächst (ca. 1375–1385) nur Bildhauer und keine Maler, dann (ca. 1395–1405) nur Maler und keine Bildhauer geboren werden: es sind gewissermaßen die Aufträge von 1410, die Bildhauer um 1380 geboren sein lassen! Und was zu solchen Auftragsschüben führt, sind politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche Prozesse im Florenz des 15. Jahrhunderts, die sich im Zusammenhang erklären lassen und den kennzeichnenden Trend von den öffentlichen zu den privaten Aufträgen deutbar machen⁵⁸.

Der Historiker wird Vorgänge wie die Flucht aus dem Handel in den Grundbesitz, aus kaufmännischem Risiko in Rentiers-Mentalität und bourgeois gentilhomme-Allüren, in ihren größeren Zusammenhang stellen und darauf hinweisen, daß solche (z. B. im Europa des 16. Jahrhunderts breit zu beobachtenden) Vorgänge durchaus auch ihren kunsthistorischen Effekt haben.

Am ehesten der Historiker wird die wachsende Bedeutung erfassen, die der Hof, die höfische Gesellschaft, im Spätmittelalter zunehmend für die Förderung der Kunst hatte. Nehmen wir den päpstlichen Hof und treiben auch da wirtschaftsgeschichtliche und kunstgeschichtliche Fragestellung aufeinander zu. Grundlegend ist eine erste Einsicht, die zugleich zeigt, daß da noch einiges andere mit im Spiele ist. Die Päpste der Frührenaissance hatten nicht mehr, sondern weniger Einnahmen zur Verfügung als die Pöp-

⁵⁷) R. Wildhaber, Der „Feiertagschristus“ als ikonographischer Ausdruck der Sonntagshheiligung, Zs. für Schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte 16 (1956) S. 1ff.

⁵⁸) G. Brucker, The Civic World of Early Renaissance Florence (1977).

ste 100 Jahre zuvor⁵⁹ – und doch werden sie, anders als jene, seit der Mitte des Quattrocento Unsummen in Kunstaufträge fließen lassen: die neue Tiara Pauls II. wird die Hälfte der gesamten päpstlichen Jahreseinnahmen kosten!

Man muß die ökonomische Grundlage, den finanziellen Rahmen von Papst und Kardinälen⁶⁰ kennen, um ermessen zu können, was das bedeutete: das Mäzenatentum im Rom der Renaissance wächst in völlig neue, bis dahin undenkbbare Dimensionen. Wenn so im Rom der Renaissance von der höfischen Gesellschaft schließlich Repräsentation von ganz neuem Zuschnitt erwartet wurde und selbst der ärmere Kardinal sich jetzt zur Förderung von Künstlern veranlaßt sah, so wurde dadurch sowohl künstlerisch als auch ökonomisch vieles aktiviert: Gelder aus aller Christenheit werden in grandioser Drainage nach Rom geleitet und dort für Kunstaufträge verfügbar sein – ein Recycling besonderer Art, das kunst- und wirtschaftshistorische Fragestellung auf das engste zusammenführt: wie sollte man da nach dem einen fragen, ohne von dem anderen zu wissen?

Ich komme zum Schluß. Wie aus diesen Ausführungen deutlich geworden sein sollte, ist es bei der innigen Durchdringung der Fragestellungen unerläßlich, daß die historischen Disziplinen aufeinanderzu arbeiten. Die Mahnung an den Allgemeinhistoriker, Wirtschaftsgeschichte in seine Sicht der Dinge einzubeziehen, sollte ihre ebenso selbstverständliche Entsprechung haben in der Mahnung an den Wirtschaftshistoriker, doch auch selbst jeweils ein Ganzes im Blick zu haben. „That history must be regarded persistently through a shop window“, kann auch für den Wirtschaftshistoriker nicht die einzige Perspektive sein⁶¹. Das Spezialistentum mancher Teilhistoriker erinnert an Kinder, die ihr Spielzeugauto zwar zerlegen, aber nicht mehr zusammensetzen können. Der Ruf nach interdisziplinärer Arbeit und nach Teamwork ist gut und recht, aber Teamwork wird viel zu oft beschworen und viel zu selten praktiziert. Realistischer ist (um es noch einmal zu wiederholen), Teamwork zunächst einmal im eigenen Kopfe stattfinden zu lassen, bevor man mit solchem Ansinnen an Nachbardisziplinen herantritt. Man kann nicht Spezialisten vereinigen und glauben wollen, allein dadurch habe man bereits ein Ganzes.

⁵⁹) J. Favier, *Les finances pontificales à l'époque du Grand Schisme d'Occident* (1966) S. 689 bzw. P. Partner, *The 'Budget' of the Roman Church in the Renaissance Period*, in: *Italian Renaissance Studies*, ed. by E. F. Jacob (1960) S. 256 ff.

⁶⁰) Vgl. etwa D. S. Chambers, *The Economic Predicament of Renaissance Cardinals*, *Studies in Medieval and Renaissance History* 3 (1966) S. 287 ff.

⁶¹) M. Wheeler, *Rome beyond the imperial frontiers* (1954) S. 181.

Und mit weniger als dem Ganzen sollten wir uns nicht zufrieden geben – wie immer wir das Ziel, das Ergebnis, dann nennen wollen: ob „histoire totale“, ob „histoire intégrée“ oder „Gesamtgeschichte“; oder warum nicht einfach „Geschichte“? Denn eben dies sollte doch eigentlich das Selbstverständliche sein und die Beweislast nicht dem zufallen, der das Ganze will, sondern dem, der sich mit weniger begnügt!

Wie diese Ganzheitlichkeit der Geschichte ins Werk zu setzen sei, hat uns, den Wirtschaftshistorikern wie den Historikern im allgemeinen, niemand treffender und mit leichter Hand gezeigt als Fernand Braudel, der wie ein zweiter König Midas alles, was er berührte, auch das Unscheinbarste, zu etwas Historischem machte und immer ein historisches Ganzes entstehen ließ, da er auch der „civilisation matérielle“ die Würde gab, die ihr so oft abgesprochen wird.

Diese Herausforderung ließe sich auch ganz persönlich formulieren: Wirtschaftsgeschichte so zu schreiben oder so einzubeziehen, daß man einen Historiker von Rang, der mit derlei nichts im Sinn hatte (jeder von Ihnen stelle sich den Historiker seiner Wahl vor Augen), durch die Qualität und die Evidenz der hinzugewonnenen Ergebnisse überzeuge – so als schriebe man auf einen Jacob Burckhardt zu, der ohne die Fragestellungen von Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, von Bevölkerungsgeschichte und Volkskunde auskam und doch im Alter gegenüber dem Historiker und Nationalökonom Eberhard Gothein noch bekannte: „Und nun ahne ich, an wie unendlich vielen Lebens-Phänomenen, welche durchaus auch in meinen Bereich gehört haben würden, ich vorübergegangen bin ohne davon zu wissen“⁶². Seien auch wir ihm Anlaß zu dieser Einsicht!

⁶²) Briefe, hg. von M. Burckhardt, Bd. 9 (1980) nr. 1131 (1886); vgl. 5 nr. 644 an Bernhard Kugler 1874 über die „finanzielle Frühentwicklung Italiens als Grundlage der Renaissance“.